K. Ludwig Pfeiffer

Anglistik

I. Vermischtes

Als ursprünglich letzter Vortrag im Kolloquium zum Thema „Geisteswissenschaften im Dritten Reich“ und nicht nur da wäre die Anglistik gut plazierte gewesen. Ihr Motto, so ihr wichtigster Historiker Thomas Finkenstaedt schon vor vielen Jahren, sei mit der Selbstcharakterisierung des Chaucerschen Pandarus identisch: „I alwey hoppe bihinde“. Finkenstaedt fällt ein qualitatives, kein nur zeitlich zu verstehendes Urteil: Man könne „ohne Übertreibung“ sagen, die Anglistik sei „überdurchschnittlich unfruchtbar in Sachen Methode gewesen“ und sei dies immer noch. Ulrich Broich hat in diesem Sinne vom „Defizit an methodologischer Reflexion“, Wolfgang Iser von der Anglistik als Fach „ohne Forschungsparadigma“ (wenn auch mit Fragezeichen) gesprochen¹.

Wissenschafts- und Fachgeschichte, die Selbstbeschreibungen des Wissenschaftssystems, finden, wie man weiß, auch in der Form von Selbstgeißelung oder gar Nestbeschmutzung in allen Disziplinen immer wieder mal statt. Bei den bisherigen Unternehmungen dieser Art, auch darüber herrscht weitgehend Einigkeit, blieb allerdings die Zeit des Dritten Reiches erheblich über Gebühr und gerade in der Anglistik zu lange unterbelichtet. Die drei zitierten Kollegen unterscheiden sich freilich so stark voneinander, daß man ihre Urteile nicht einfach als periodisch wiederkehrende innerfachliche Aggression verbuchen kann. Finkenstaedt und Iser haben handfestes historisches und wissenschaftsgeschichtliches Material für die Annahme beigebracht, daß die Anglistik sehr lange von besonders ‚ausgefallenen‘ Positionierungsproblemen zwischen den Extremen vermeintlich reiner Wissenschaft und praktischer oder politischer Indienstnahme heimgesucht wurde und möglicherweise immer noch heimgesucht wird. Man darf die Anglistik als vergleichsweise spätberufene Disziplin im Kreise der alt- und neusprachlichen, der

¹ Vgl. *Thomas Finkenstaedt, Konrad Schröder, Quo vadis? – Englisch als Zielsprache* (Hamburg 1971) 18 (bei Finkenstaedt gesperrt); *Ulrich Broich, Die historische Einordnung eines Texts*, in: *Bernhard Fabian, Ein anglistischer Grundkurs* (Wiesbaden 1979) 96–119, 111; *Wolfgang Iser, Anglistik. Eine Disziplin ohne Forschungsparadigma?*, in: *Poetica* 16 (1984) 276–306 (im folgenden zitiert: *Iser, Anglistik*). Ich habe Wolfgang Iser auch für weitere Informationen und Kommentare zu danken. Für Recherchen bin ich Ingo Berensmeyer und Nicola Glaubitz sehr verpflichtet.

sprach- wie der literaturwissenschaftlichen Fächer ansehen. Die Probleme dieser Fächer – ihre Modellierung an den strengen Standards der klassischen Philologie einerseits, ihr drohender Zerfall in der materialen Ufer- und der methodischen Konturenlosigkeit der sich als „Kulturkunde“ (oder heutzutage Kulturwissenschaften) ausgebenden Richtungen andererseits – mußten die Anglistik besonders hart treffen. Kein Wunder, daß einer der größten Vertreter der Anglistik, Levin Ludwig Schücking (1878–1964), gerade den kulturkundlichen Zerfall der Disziplin(en) schon 1927 befürchten zu müssen glaubte².

Wenn es also im Spektrum der geisteswissenschaftlichen Fächer während der Nazi-Zeit eine anglistische *differentia specifica* geben sollte, dann wird man sie kaum in den allenthalben anzutreffenden Varianten propagandistischer Überanpassung, konformistischer Anpassung, leiser innerer Distanzierung und gelegentlicher Opposition finden. (Das genauere, hier leider nicht vorgenommene Studium der einschlägigen Akten würden, so steht zu vermuten, wohl selbst die wenigen Lichtgestalten der Anglistik im Dritten Reich nicht gänzlich unbeschädigt überstehen; zu einem Beispiel vgl. Punkt IV.) Wohl aber könnte eine Teildifferenz im *Stil* bestehen, mit dem diese Varianten gehandhabt wurden. Diese Teildifferenz, auf die ich nur am Rande eingehe, dürfte ihrerseits, so die Zentralthese, einem Widerstreit innerhalb der Anglistik geschuldet sein, der sich im Dritten Reich erheblich verschärfte, aber nicht nur diese Zeit kennzeichnet: dem Widerstreit zwischen den beschränkten fachgeschichtlichen, vor allem theoretisch-methodologischen (vielleicht aber auch personellen) Ressourcen und der geschichtlichen, von den Machthabern vorgeschriebenen bzw. von Fachvertretern dem Fach unter dem Eindruck politischer Vorgaben zugeschriebenen *Aufgabe*. In der Zeit des Nationalsozialismus bekam/übernahm die Anglistik die Aufgabe, England, näherhin die „englische Kulturideologie“, das heißt aber das Bild einer traditionell auch in Deutschland überwiegend als zivilisatorisch, ja kulturell führend empfundenen Nation zu demontieren. Angesichts der spezifischen – wohl auch: spezifisch beschränkten – methodologischen Potenziale der Anglistik einerseits, angesichts unbestreitbarer militärischer, ziviler und kultureller Leistungen Englands bzw. Großbritanniens in Geschichte und Gegenwart andererseits fällt dem sich im Dritten Reich als Englandwissenschaft aufspielenden Fach der Nachweis schwer, daß die wissenschaftliche Erkenntnis des Feindes zwanglos oder zwangsläufig in die Widerlegung seiner „Kulturideologie“ (so der Hauptbegriff in zwei Bänden anglistischen Kriegeinsatzes 1941, 1943) mündet. Hatte doch Herbert Schöffler, auf den zurückzukommen sein wird, schon 1929 festgestellt: „Wir stehen im angelsächsischen Tage der Weltgeschichte, mögen wir die Sonne dieses Tages begrüßen oder verwünschen.“³

² Levin L. Schücking, Die Kulturkunde und die Universität, in: Die Neueren Sprachen 35 (1927) 1–16.

³ England in der deutschen Bildung, in: Britannica. Festschrift für Max Förster (Leipzig 1929), zit. bei Thomas Finkenstaedt, Kleine Geschichte der Anglistik in Deutschland. Eine Einführung (Darmstadt 1983) 126 (im folgenden zitiert: Finkenstaedt, Geschichte). Martin Dibelius, England (1923) hatte vom „ungeheuren politischen Willen“ Englands gesprochen

Ich möchte also prüfen, inwiefern die Gleichschaltung zu einem spezifischen Stil anglistischer Selbstnivellierung geführt hat. Ich möchte aber auch zeigen, inwiefern ein ‚Spitzenvertreter‘ der Anglistik die Möglichkeiten zwischen friktionsreicher, wenn auch meist konfliktarmer alltäglicher Anpassung und einer in Publikationen intellektuell larvierten, ja allegorisierten Distanz zum, wenn auch nicht Widerstand gegen das Regime ausgeschöpft und zu einem diskutierbaren Modell fachlich-persönlich-politischer Koexistenz ausgestaltet hat. ‚Spitzenvertreter‘ können für die damalige wie die heutige Zeit jene genannt werden, die sich wohl als Anglisten, darüber hinaus aber auch und manchmal vor allem auf nichtanglistischen Gebieten hervorgetan haben. Das ist kein Paradox, sondern eine empirisch-historisch motivierte, die Problematik des Faches in eigener Weise beleuchtende These. Soweit das Programm.

Vorderhand jedenfalls dürften heutigen Lesern die meist ermüdend langen Aufsätze der Kriegseinsatzbände, und nicht nur sie, im Sinne der Nazi-Ideologie als kontraproduktiv vorkommen. Dies gilt auch da, wo diese Aufsätze in Einzelfällen „in Pausen meines Waffeneinsatzes“ geschrieben oder wegen „Einberufung“ verkürzt abgefaßt werden mußten⁴. Man wüßte zu gerne, was die Nationalsozialisten zu solchen Elaboraten gesagt – wenn sie sie denn gelesen hätten.

Vorab habe ich nochmals Versäumnisse zu bekennen. Mangelnde Archivarbeit und weithin fehlende Quellenstudien könnten die Geltung meiner Thesen einschränken und in Einzelfällen aufheben. Allerdings werden diese Mängel in dem mir wichtigsten Einzelfall (Schöffler) durch die Quellenstudien von dazu ohnehin eher berufenen Kollegen gemildert. Jedenfalls unterstelle ich, daß *die* Lichtgestalt der Anglistik, (der wohlgemerkt nichtjüdische) Levin Ludwig Schücking, gleichsam *per definitionem* die maximal mögliche Distanz zum Regime verkörperte und

(zit. bei Iser, Anglistik 290). Andere Vertreter der Weimarer Kulturkunde meinen, „der Engländer“ bewiese in vielen seiner Lebensäußerungen einen „Zug ins Große“; von ihm könne man viel, von den Romanen (den romanischen Ländern) nur die Form lernen usw. Vgl. Fritz Roeder, Englischer Kulturunterricht, in: Englischer Kulturunterricht. Leitgedanken für seine Gestaltung (Leipzig, Berlin 1924) 1–15, 15.

⁴ Vgl. Richard Naumann, Deutsche und englische Staatsauffassung, in: Die Englische Kulturideologie. Zweiter Band, hrsg. v. Carl August Weber (Deutsche Geisteswissenschaft: England und Europa, Stuttgart, Berlin 1943) 239–281, 278 (im folgenden zitiert: Kulturideologie II); Harro de Wet Jensen, Die englische Romantik und Europa, in: Grundformen der Englischen Geistesgeschichte, hrsg. v. Paul Meißner (Deutsche Geisteswissenschaft: England und Europa) 333–424, 411 Fn. 2 (im folgenden zitiert: Geistesgeschichte); vgl. ferner Die englische Kulturideologie. Erster Band, hrsg. v. Carl August Weber (Deutsche Geisteswissenschaft: England und Europa, Stuttgart und Berlin 1941; im folgenden zitiert: Kulturideologie I). Was den Kriegseinsatz („Aktion Ritterbusch“) angeht, beschränke ich mich auf diese Bände. Zum Programm des Kriegseinsatzes in der Anglistik und seiner weit dahinter zurückbleibenden Realisierung vgl. Frank-Rutger Hausmann, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945) (Schriften zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 1. Dresden 1998) 141–161 (im folgenden zitiert: Geisteswissenschaft).

deshalb den entsprechenden Pressionen auch dann ausgesetzt war, wenn sich deren Details bislang uneinheitlich darstellen⁵.

Trotz meiner Unterlassungssünden dürfte indes klar und deshalb nicht mehr allzu interessant sein, daß die Anglistik ihre Quote an fachlicher (Über-)Anpassung voll erfüllt hat. Im Shakespeare-Jahrbuch legt Hans Hecht 1933 eine Ergebenheitsadresse an den Führer vor; Robert Spindler übermittelt später (1939) den anglistischen, vor Servilität triefenden Gruß zu dessen fünfzigstem Geburtstag (s.u.); Wolfgang Schmidt (-Hidding nach dem Krieg) schreibt mit ‚Neuphilologie als Auslandswissenschaft auf der Grundlage des Sprachstudiums‘ schon 1934 die bei Elwert in Marburg erscheinende Theorie zeitgemäßer, mit Hitlerzitat eingeleiteter Anglistik⁶ und bleibt im Krieg vor allem bei den Kriegsvorträgen der Bonner Universität bzw. als Herausgeber der Schriften zur deutsch-englischen Auseinandersetzung aktiv. Mit Finkenstaedt (Geschichte 167 f.) halte ich aber dafür, daß die meisten dieser Entgleisungen, mögen sie opportunistisch oder aus Überzeugung vollzogen worden sein, weniger wegen ihrer ideologischen Plumpheit als vielmehr wegen ihrer erstaunlichen intellektuellen Beschränktheit auffallen. Ich biete damit kein Argument, möchte aber gleichwohl auf sehr krude Weise das Problem beschränkter kognitiver Ressourcen schon einmal andeuten. Überdies hat man es oft – und das gilt ja für die meisten Philologien – mit allenfalls zugespitzten Formen längerfristiger Orientierungen zu tun. Schon die „Denkschrift an die deutschen Regierungen“ der deutschen Shakespeare-Gesellschaft von 1865 faselt, wie auch weithin die Shakespeare sich einverleibende Germanistik, von Shakespeare als dem „größten Vertreter eines uns stammverwandten und (...) uns zunächst stehenden Volkes“⁷. Hecht selbst hatte, 1915 im Felde stehend, in einer Grußbotschaft an die in Weimar „in weihevoller Sitzung im Jahre des Sieges des deutschen Geistes“ tagende Shakespeare-Gesellschaft ‚uns‘ Deutsche zu echten Erben des

⁵ Vgl. *Finkenstaedt*, Geschichte 166, 169, zur Streichung von Hörgeld und Gehalt; *Ulrich Bertram*, *Dieter Petzold*, Erlanger Anglistik und Amerikanistik in Vergangenheit und Gegenwart (Erlangen 1990) 35 (Verlust von Prüfungsberechtigung und Pensionsanspruch; es kann aber auch die von Wolfgang Iser erwähnte Möglichkeit zutreffen, daß die für den in Leipzig regulär emeritierten Schücking zuständige sowjetische Besatzungsmacht das Ruhegeld nicht an den in Farchant bei Garmisch Wohnenden überwies). In seinen „Memorabilia“, *Anglia* 76 (1958) 1–26, schweigt sich Schücking diesbezüglich aus, spricht nur davon, daß seinem Wunsch nach Emeritierung nach langem Widerstand stattgegeben wurde und vermerkt lapidar zu der ihm aus dem Führerhauptquartier mit Datum vom 26. 10. 1944 zugehenden, ihn von seinen amtlichen Pflichten entbindenden Urkunde: „(...) Adolf Hitler (...) sprach mir für meine ‚akademische Wirksamkeit und dem Deutschen Volke geleisteten treuen Dienste‘ seinen Dank aus. Das war mehr, als ich meinerseits Herrn Hitler hätte bescheinigen können“ (24). Schücking wird, nachdem er in Garmisch/Farchant Englischstunden à zwei Mark gegeben hatte, 1946 auf den verwaisten Erlanger Lehrstuhl berufen und 1952 erneut emeritiert. Danach macht er mit einem Lehrauftrag in München weiter. Schückings im Plan zumindest vorgesehene Mitwirkung bzw. faktische Nichtteilnahme am Kriegseinsatz müßte noch genauer bestimmt werden.

⁶ Vgl. *Finkenstaedt*, Geschichte 161–163, 165.

⁷ Zit. bei *Gunta Haenicke*, Zur Geschichte der Anglistik an deutschsprachigen Universitäten 1850–1925 (Augsburg 1979) 37. Weiteres aufschlußreiches Material bei *Werner Habicht*, Shakespeare und die Gründer, in: *Shakespeare Jahrbuch* 136 (2000) 74–89.

Shakespeareschen Geistes als die zu hassenden Engländer erklärt (*Finkenstaedt*, Geschichte 127). Dergleichen schreibt der nicht rein arische Bankierssohn Hecht, der 1935 „zum Besten der besonders in Göttingen gepflegten Anglistik“ und im Gefolge anglistisch-kollegialer Machenschaften (Mitteilung von Frank-Rutger Hausmann) mit 59 Jahren den Antrag auf Emeritierung stellt, das heißt stellen muß (*Finkenstaedt*, Geschichte 166)⁸.

Es gibt die Blut-Boden-Anglistik zuhauf. Es gibt unter ihren Vertretern jene, die nach dem Krieg schnell wieder aufsteigen und sich sogar um die Entwicklung neuer Fachzweige wie der Amerikanistik verdient machen, ohne einem heftigen, zumindest privaten Antisemitismus jemals abzuschwören (*Galinsky*). Es gibt merkwürdigerweise auch jene, die im Dritten Reich vergleichsweise dezent schreiben und plötzlich nach dem Krieg die Ideologie an den scheinbar unpassendsten Stellen wiederaufbereiten. So leistet sich der Göttinger E. Th. Sehrt in einem Buch ausgerechnet über Vergebung und Gnade bei Shakespeare (1952) überraschende Ausfälle gegen das geistig unterlegene, aber gleichwohl gefährliche, unharmonische Menschentum des „untermenschlichen Juden“ und dergleichen mehr⁹. Sehrt war ein angesehener Nachkriegsanglist; daß er solche Sätze 1952 schreiben konnte, spricht mithin nicht unbedingt für ein hohes anglistisches Reflexionsniveau. Bestürzend, vielleicht auch nur kurios mag uns der Fall des Wieners Friedrich Wild vorkommen. Seine Theoreme zur Kulturkunde (in Heinz Kindermanns ‚Handbuch der Kulturkunde‘ 1934) mutieren 1963 zur Kulturgeschichte, pflegen aber das bedenkliche Hobby rassenkundlich-anthropologischer Typisierungen umstandslos, ja selbst zur Feier seines Abschieds von der akademischen Bühne weiter. Wild bedauert, daß es im England der Nachkriegszeit so wenig anthropologische Vermessungen (von Schädeln usw.) gebe („der“ Engländer, der über alles und alle Erkundigungen einziehe, möchte wohl, so Wild, möglichst wenig über sich selbst preisgeben)¹⁰. 1943 hatte Wild Soldatenbriefe zur geistigen Eigenart Englands im Rahmen der Studentenführung an der Universität Wien verfaßt.

Zum Ruhme hingegen scheint es der Anglistik zu reichen, daß sie in einer Zeit, in der den Frauen zeitweilig die Habilitation verwehrt war (auch wenn sie später vorübergehend zum Ersatz der ‚im Felde‘ stehenden Männer gefördert wurde), vier Dozentinnen (eine davon als ao. Professorin) aufzubieten hatte. Aber

⁸ Näheres, auf Archivstudien Gestütztes zu Hecht (wie auch, das sollte nicht vergessen werden, zur sehr respektablen Rolle des langjährigen Präsidenten der Shakespeare-Gesellschaft, Werner Deetjen) bei *Ruth Freifrau von Ledebur*, „Dem Land, das Dich zum zweitenmal geboren.“ Ein Beitrag zur politischen Geschichte der Shakespeare-Gesellschaft 1918–1945, in: *Shakespeare-Jahrbuch* 136 (2000) 90–107, besonders 105–107.

⁹ *Ernst Theodor Sehrt*, Vergebung und Gnade bei Shakespeare (Stuttgart 1952) 86f. Vgl. 89, 99. Publikationen Sehrts während der Nazi-Zeit (etwa zum geschichtlichen und religiösen Denken bei Thomas de Quincey, 1936, oder Charles Morgans Begriff vom Wesen der Kunst 1938) halten sich demgegenüber teilweise fast vornehm zurück.

¹⁰ Vgl. *Handbuch der Kulturwissenschaft*, hrsg. v. *Eugen Thurnher*, Bd. 12. Abt. 2: Die Kultur der angelsächsischen Völker, hrsg. von *Friedrich Wild* und *Harold von Hofe* (Konstanz 1963) 14 (in: *Wild*, Die Kultur Großbritanniens und Irlands 1–160).

auch hier trübt sich das Bild ein. Marie Schütt (Hamburg) zügelt sich, vielleicht im Blick auf Wissenschaftsstandards und Nachwelt (1978 gestorben), im Schriftlichen einigermmaßen, engagiert sich aber, ohne daß nennenswerter Druck ausgeübt worden wäre, als Mitglied des NS-Dozentenbundes und tritt als Gaurednerin der NS-Frauenschaft auf. Hildegard Gauger (Tübingen) gibt 1938 die Reden Joseph Chamberlains heraus – und 1964 die von J. F. Kennedy¹¹.

Recht raffiniert („opportunistisch“) geht im Dritten Reich wie auch danach der von Schöffler habilitierte Klaus Dockhorn zu Werk. Er benutzt den Einsatz der englischen Wissenschaft im Ersten Weltkrieg als Vehikel für eine Polemik gegen England im Zweiten. Er wettet gegen das „klassische Land der naturalistisch-empirischen Philosophie“, das sich anmaßt, „Deutschland, den Schöpfer und Träger aller echten idealistischen Systeme der Neuzeit und ihrer systematischen Fortbildungen, zum Vertreter eines geist- und kulturfeindlichen Materialismus und Naturalismus zu stempeln“¹². Nach dem Krieg entschärft Dockhorn das recht elegant mit Titeln wie ‚Deutscher Geist und angelsächsische Geistesgeschichte. Ein Versuch der Deutung ihres Verhältnisse‘ (Göttingen, Frankfurt, Berlin 1954), ja er ordnet es diskursgeschichtlich selbst prägnant mit dem bekannt gewordenen, aber in der selbstrechtfertigenden Stoßrichtung des Untertitels meist weniger be-

¹¹ Vgl. *Hans Peter Lütjen*, Das Seminar für englische Sprache und Kultur 1933–1945, in: Hochschulalltag im Dritten Reich, hrsg. v. *Eckart Krause, Ludwig Huber, Holger Fischer* (Hamburg, Berlin 1991) 737–756, 741. Vgl. auch *Gauger*, Persönlicher Besitz als Grundlage von Führertum und Verantwortungsbewußtsein in England (Anglistische Forschungen 82, Heidelberg 1936); *Die Psychologie des Schweigens in England* (Anglistische Forschungen 84, Heidelberg 1937).

¹² Vgl. Der Einsatz der englischen Wissenschaft im Weltkrieg (Schriften des Deutschen Instituts für Außenpolitische Forschung und des Hamburger Instituts für Auswärtige Politik 84, Berlin 1940) 81 f. Dockhorn konnte es sich schon 1937 nicht versagen, völkische Floskeln in eine Untersuchung zum (gerade von der deutschen Philosophie stark beeinflussten) englischen Idealismus einfließen zu lassen, obwohl sein „verehrter“ Lehrer Schöffler schon 1932 vor kulturkundlicher Wesensschau gewarnt hatte. Für diese mußten „Mythologien herhalten“. „Die ziemlich sichere Aussicht“ sei, daß man mit diesen „in gelehrte Barbarei“ abgleite. Vgl. *Schöffler*, Die Anfänge des Puritanismus. Versuch einer Deutung der englischen Reformation (Kölner Anglistische Arbeiten 14, Leipzig 1932) 7. Vgl. auch die Polemik gegen das „Funktionalisieren auf den ‚germanischen Geist‘, das ‚Blut‘, ‚echt germanischen Freiheits-sinn‘, ‚germanischen Individualismus‘“ als „leeres Gerede“ (11) und unten Abschnitt 4. Dagegen Dockhorn, sich anpassend, vorsichtig (jedenfalls vorsichtiger als 1940) und im Blick auf Schöffler einigermmaßen irreführend zugleich: „eine allgemeinere, methodisch ungemein wichtige Anschauung von der Erschließung völkischer Individualität“ oder auch des Volksgeists müsse dessen „wachsende und dynamische Individualität“ durch eine „historisch-dynamische Betrachtung“ erschließen, wie sie eben der „verehrte Lehrer“ Schöffler für die „Erfassung der englischen Volksindividualität“ gefordert und angewendet habe. Vgl. *Dockhorn*, Die Staatsphilosophie des englischen Idealismus. Ihre Lehre und Wirkung (Kölner Anglistische Arbeiten 29, Bochum-Langendreer 1937) X. Dockhorns Analysen selbst (vor allem zu Green, Bradley, Bosanquet) sind hier noch weitgehend neutral und enden mit dem Fazit: „Es würde sich dann [bei der Anwendung der dynamischen Methode] vielleicht auch zeigen, daß die traditionelle Ansicht vom Engländerum, die schon durch viele Versuche erschüttert ist, zu der Anerkennung der Möglichkeit gezwungen wird, daß eins der Motive englischen Handelns und Denkens auch eine idealistische Metaphysik sein kann“ (224).

achteten Buch ‚Macht und Wirkung der Rhetorik. Vier Aufsätze zur Ideengeschichte der Vormoderne‘ (Bad Homburg, Berlin, Zürich 1968, vereinzelt mit Texten aus der Kriegszeit) ein. Dockhorns Karriere freilich blieb schon im Dritten Reich im Dozentenstatus stecken.

Gekonnter hat sich Horst Oppel aus der Affäre und in die Karriere gezogen. Mit 26 Jahren veröffentlicht er 1939 – als vergleichender Literaturwissenschaftler wohlgerne – das brillante, existentialistisch und leicht, aber nur leicht völkisch angehauchte Buch ‚Die Literaturwissenschaft in der Gegenwart. Methodologie und Wissenschaftslehre‘; noch 1944 dringt er, als Komparatist und Germanist, in die Regionen des Nordischen in der Goethezeit vor. Als Nachkriegsanglist hingegen schwenkt er humanisierend auf den Kurs durchschnittlicher anglistischer Interpretationswut und Theorielosigkeit ein¹³. Die Selbstnivellierung der Anglistik – bzw. auch: die Selbstnivellierung des Literaturwissenschaftlers in der Anglistik – gewinnt mit Oppel erste deutlichere Konturen.

II. Das verspätete Fach

Die bisherigen Ausführungen werfen extrem verkürzte Schlaglichter auf die Anglistik im Dritten Reich. Sicherlich dominieren statistisch der vorausseilende Gehorsam und die keineswegs verordnete Überanpassung; Nonkonformisten wie der Linguist Bogislav von Lindheim (geb. 1910) kommen kaum vor. Aktiven Widerstand leistete wohl nur die amerikanische Lektorin Harnack-Fish, die an der Berliner auslandswissenschaftlichen Fakultät unterrichtete und 1942 hingerichtet wurde (Finkenstaedt, Geschichte 166). An dieser berüchtigten Fakultät drängten vor allem die Anglisten in Führungspositionen; der unsägliche Karl-Heinz Pfeffer, ein Soziologe mit freilich vor allem anglistisch-amerikanistischen Arbeitsbereichen, steigt 1944/45 zu ihrem letzten Dekan auf bzw. ab. Aber die rechte, für das Fach distinktive Repräsentativität will sich nirgends einstellen. Otto Gerhard Oexle hat sicher recht, wenn er die Rede- und Schreibweisen der Gelehrten im Dritten Reich nicht, wie viele andere, einfach als ‚irrational‘ abqualifizieren möchte und ihnen statt dessen „eine eigentümliche Rationalität, eine Rationalität der ‚Ent-Differenzierung‘ und der ‚Ent-Institutionalisierung‘ und einer offenkundigen „Entsublimierung“, ja „Enthemmung“ bescheinigt¹⁴. Dennoch zögere ich, diese Begriffe für eine Beschreibung auch des Faches bzw. der Fachvertreter der Anglistik einfach zu übernehmen. Wie repräsentativ sind jene, die sich während des Dritten Reichs um das Nordentum Shakespeares, nach dem Krieg etwa um

¹³ Der englische Humanismus im Zeitalter Elisabeths (Mainzer Universitäts-Reden 5, Mainz 1947).

¹⁴ Otto Gerhard Oexle, „Zusammenarbeit mit Baal“. Über die Mentalitäten deutscher Geisteswissenschaftler 1933 – und nach 1945, in: Historische Anthropologie. Kultur. Gesellschaft. Alltag 8 (2000) 1–27, 12.

die englische Schachspielnotierung kümmern (Gustav Plessow)¹⁵? Jene, die wie Walter Hübner (1884–1970) nur die völkischen Versatzstücke aus ihren Texten tilgen, diese mit Goetheschen Schicksalszitaten neu munitionieren und damit das seit dem 19. Jahrhundert unter wechselnden Auspizien bedeutungsschwanger einhergehende geistesgeschichtliche Geraune weiterpflegen¹⁶? Jene, die wie Hermann Martin Flasdieck (1900–1962) 1943 in einer Kölner Antrittsvorlesung die „englische Sprachforschung als Ausdruck völkischen Denkstils“ (ein schlimmes Stück Prosa) betreiben, 1947 dann aber in einer z.T. ganz offenbar während des Dritten Reiches noch entstandenen Heidelberger Antrittsvorlesung über Kunstwerk und Gesellschaft zwar die „Zeitumstände“ so weit wie möglich ausblenden, immerhin noch andeuten, daß die „Brüche im eigenen Lebenslauf“, die eigenen „Lebens-trümmer“ jene der Zeit spiegeln und daß deshalb die Suche nach einem neuen Weltbild ansteht? (Flasdieck, der während des Krieges in Jena und kurz in Leipzig war, ist imstande, diese Antrittsvorlesung ausgerechnet Schücking zum 70. Geburtstag zuzueignen.) Flasdieck gibt 1947 die „Turbulenz“ seiner „Wissenschafts-gegenwart“ als „das Symptom einer existentiellen Alternative des abendländischen Denkens schlechthin“ aus (9f.). Er will die „Gefährdung“ der Wissenschaft durch den „politischen Machtwillen“ nicht ignorieren, aber durch historische Selbst-reflexion bannen. Das „vergangene Jahrzwölft“ habe „großmäulige ‚Zweckfor-schung‘“ zum Schaden des „abendländischen Wesens und Seins“ betrieben. Aber damit sei es ja nun zu Ende.

Man kann diese Heidelberger Antrittsvorlesung natürlich den wohlbekannten Verschleierungsstrategien zurechnen. Wissenschaftsgeschichtlich aber wird man sie eher als weiteres Indiz anglistischer Selbstnivellierung werten können – die Selbstnivellierung in einer Situation bzw. einem Situationstyp, in welchem das Bedürfnis nach einem theoretisch-methodologischen Befreiungsschlag wieder einmal gefühlt, aber nicht gestillt werden kann. Flasdiecks Rede stellt nämlich eine neue Methodik der Literaturgeschichtsschreibung in Aussicht. Diese soll Literatur nicht mehr als Abfolge großer Namen und Werke oder Epochen des Zeitgeistes begreifen, sondern sowohl ihre Produktions- wie auch Rezeptionsgeschichte unter soziologischen Gesichtspunkten anvisieren. Flasdieck gewärtigt selbst die Bedeutung des Films als „literarischer Grenzform“, welche die „zukünftige Lite-rarhistorie einbegreifen“ müsse, „wenn anders sie ihren sinngebenden Anspruch als Geschichte der künstlerischen Wortgestaltung des Welterlebnisses vollinhalt-lich aufrecht erhalten will“. Aber auch hier – die Selbstnivellierung gewinnt Kon-turen – verpuffen die methodologischen Impulse im humanisierend-existentiali-

¹⁵ Um Shakespeares Nordentum (Aachen 1937); Die englische Schachspielnotierung, in: Schach-Welt 3 (1948) 110, 117.

¹⁶ Vgl. zu Hübner vor allem Die Stimmen der Meister. Eine Einführung in Meisterwerke des englischen Dichten und Denkens (Berlin 1949, 21962), besonders Goethes mottoartig vorangestelltes „Symbolum“ und das schwadronierende Vorwort. Das Buch, das mich zu meinem Abitur beglückte, und ein weiteres gehen zurück auf Die englische Dichtung in der Schule. Grundzüge einer Interpretationslehre (Leipzig 1934) und ähnliche Vorarbeiten. Hübner war beim Kriegseinsatz (Geistesgeschichte) dabei.

sierenden Gerede von den „abgrundhaften Mysterien“ des Kunstwerks und des Künstlertums, die nur ein „entarteter (!) Geist“ ans „Fließband“ zwingen könne. Die Wirkung des Kunstwerks ist eingespannt nun nicht mehr in die „Gruppengliedertheit“ des völkischen, immerhin aber noch des „völklichen Gesamt-ichs“¹⁷. Sie verliert sich in der Konzeption der Wissenschaft als „eminent ethischem Anliegen (...) im Vorhof der Religion“ (39), im Jaspersschen und Heideggerianischen Existentialismus wie in der Kritik an Heideggers „Zynismus“ und „Nutzanwendung des Existentialismus auf die Wirklichkeit des ‚Führers‘“ bzw. den „staatlichen Totalitarismus“ (40) – oder auch im Einprägen auf die „kontinentale Modephilosophie“ des als Heideggerschüler sich ausgebenden Sartre (39). Seine vertrackten Satzschrauben, die das Scheitern persönlicher und völklicher Existenz gleichsam ikonisch abbilden, gestatten es Flasdieck, Kritik an Hitler und Marx („die animalische Gegebenheit der biologischen Artung in Rasse und Blut“ – „die mechanistische Bedingtheit der geselligen Zustände aus der ökonomischen Produktionslage“) in einen Topf zu werfen (41). Der ewigen Wahrheit versichere sich demgegenüber ein „gemäßigter Soziologismus“ (sic!), „der Subjekt und Objekt emporläutert zu immer reinerer Wahrhaftigkeit und zu jener ewigen Wahrheit, deren Besitz allein den Menschen frei macht“. So gestalten wir unsere „Humanitas unmittelbar zu Gott“ und beschirmen „unser wissenschaftliches Erkenntnisstreben vor der Tyranis der Politisierung“ (41). Das kann man auch das „wahrhaft faustische Streben der Kulturträger“ (42) nennen. Kurzum und mit Toynbee: „Wir müssen wirken (...) solange es Tag ist“ (44).

Flasdiecks syntaktisch und begrifflich nur schwer nachvollziehbarer Text bietet sicherlich ein Paradebeispiel für eine bei allen prägnanten Ansätzen massiv entdifferenzierende Verschleierung. Sie ist, was schon die entstehungsgeschichtliche Verklammerung von NS- und Nachkriegszeit andeutet, aber auch Ausdruck der methodologischen Unsicherheit einer Disziplin. Diese Unsicherheit bekundet eine Art Produktivität aus heutiger Perspektive allein darin, daß Flasdieck in den 50er Jahren als Doktor- und Habilitationsvater Wolfgang Iser diesen zwar nicht unbedingt förderte, doch mit Sprüchen von der „ästhetischen Sauce“, in der Iser

¹⁷ Vgl. Hermann (Martin) Flasdieck, England und die Sprachwissenschaft. Englische Sprachforschung als Ausdruck völkischen Denkstils, in: GRM 31 (1943) 169–184; Kunstwerk und Gesellschaft: eine Betrachtung über den Wissenschaftsgedanken der Literaturgeschichtsschreibung (Heidelberg 1948) 7f., 10, 25f., 28. Zum sonstigen, vor allem in der Habilitationsschrift kaum produktiv – etwa methodologisch inspirierend – anmutenden Werk Flasdiecks vgl. auch die Bibliographie in Britannica. Festschrift für Hermann Martin Flasdieck (Heidelberg 1960), hrsg. v. Wolfgang Iser und Hans Schabram (im folgenden: Britannica). Es fällt auf, daß diese Festschrift ohne Einleitung, Geleitwort oder dergl. auskommen muß. Für die – im Blick auf Titelveränderungen einzelner zwischen 1933 und 1945 erschienener Schriften nicht ganz konsequente – Bibliographie zeichnet Herbert Zirker verantwortlich. Um Mißverständnisse zu vermeiden: In mancherlei Hinsicht war Flasdieck sehr produktiv (die Bibliographie nennt 272 Titel, davon freilich eine erdrückende Mehrzahl von ein- bis zweiseitigen Miszellen und Besprechungen). Auch war sein wissenschaftlicher Fortgang außergewöhnlich: Mit 21 Jahren promoviert, mit 23 habilitiert, mit 25 Jahren Extraordinarius, mit 26 Ordinarius in Jena. Für Informationen zu Flasdieck danke ich – natürlich – vor allem Wolfgang und Lore Iser.

(im Blick auf sein Habilitationssprojekt zu Walter Pater) offenbar rühren wolle, gewähren ließ. Iser wiederum aber stieg zum Spitzenvertreter der Literaturwissenschaft und insofern *auch* der Anglistik auf, weil seine theoretische Orientierung die Grenzen der Anglistik radikal überschritt.

Der Topos des verspäteten Faches zieht sich wie ein roter Faden (nicht nur) durch Finkenstaedts Geschichte der Anglistik, durch die Schriften seiner Gewährsleute und durch die Statistiken, die er anführt. Verspätung, das bedeutet auch weniger Prestige, das belastet mit bedrängenderen und, im Blick auf die prestigeträchtigeren Fächer, angstbesetzten Problemen der Gegenstands- und Methodenfixierung. Daraus wiederum folgt, daß die „bedeutendsten Anglisten“ zwischen ca. 1920 und 1950, Schücking und Schöffler, „ihre Kräfte eher in der Auseinandersetzung mit der Anglistik oder in anderen Fächern übten“ (Finkenstaedt, Geschichte 118). Mit anderen Worten, und das gilt in verschiedenen Ausprägungen bis heute: Anglisten können bedeutend werden, wo sie entweder wie Schücking eine heute nicht einmal mehr vorstellbare Spannweite des Faches beherrschen bzw. allererst definieren, wo sie (wie später Clemen) in der Konzentration auf den fraglosen und immer fraglos ergiebigen Gegenstand Shakespeare Perspektiven setzen (ansonsten sind bedeutende Shakespeare-Erklärer meist ohnehin Nichtanglisten, Finkenstaedt, Geschichte 38) oder eben sich auch erheblich anderen Interessen als nur anglistischen verschreiben. (Schöffler etwa hatte in der Romanistik promoviert und war vor allem im Dritten Reich mindestens so stark ‚germanistisch‘ wie ‚anglistisch‘ tätig.) Selbst Finkenstaedts Bedeutung liegt abgesehen von seiner Fachgeschichte weniger im Anglistischen als in Büchern zu Stanglsitzerheiligen und großen Kerzen (1968) oder den drei Bänden über die Wieswallfahrt (1981). Solche Beispiele ließen sich auch über Iser hinaus fortsetzen.

Sicherlich bewegt man sich mit zwischenfachlichen Qualitätsvergleichen in einem stark verminten Gelände. Aber man könnte natürlich E. R. Curtius' im Dritten Reich ausgearbeitetes opus magnum ‚Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter‘ (1948) mit der ‚Literarästhetik des europäischen Mittelalters‘ (1937) des Anglisten Hans H. Glunz vergleichen¹⁸. Für die Anglistik jedenfalls, so Finkenstaedt, verkörperten Glunz und Schöffler ein isoliertes und vergleichsweise schnell gekapptes Spitzenpotenzial. Wäre es zur Entfaltung gelangt, hätte es vielleicht die Selbstnivellierung aufbrechen können: „Es ist kaum auszudenken, wie sich die Anglistik entwickelt hätte, wären Glunz und Schöffler bis zu ihrer Emeritierung am Leben geblieben“ (Geschichte 161; Glunz fiel 1944, der nach Her-

¹⁸ Curtius hat dies 1938 selbst in einem Verriß des Glunzschen Buches getan. Vgl. die Besprechung in ZRPh 58 (1938) 1–50. Mit seinem Programm, die Literaturwissenschaft, jenen „Versager“ vor allem in ihren kunstgeschichtlichen wie geistesgeschichtlichen Varianten, den Symptomen „wissenschaftlichen Verfalls“, wieder auf strenge Philologie zurückzubringen, hat sich Curtius die Sache seinerseits freilich zu einfach gemacht. Vgl. Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter (Bern, München ⁸1973) 385. Die herablassende Feierlichkeit des Philologen wirkt inzwischen so „vergilt“ (s.u. Hermann Heimpel zu Schöffler) wie die geistesgeschichtlichen Tiraden der von Curtius Gemaßregelten.

mann Heimpel in jeder Hinsicht „übermüdete“ Schöffler erhängte sich 1946 nach dem Ende seiner Dekanszeit in Göttingen).

So ist denn, wie es scheint, der deprimierende, die Anglistik als Fach gleichsam definierende Befund zu erheben, daß Mittelmaß Mittelmaß anzieht (Finkenstaedt, Geschichte 155); daß das Fach über sein Frühstadium eines „guten Positivismus“ (118) kaum hinausgekommen ist. Es herrsche, so Finkenstaedt weiter, eine „(fachspezifische?) Tradition der Zurückhaltung im Grundsätzlichen“ (118) bzw. bei „theoretisch-methodologischen Auseinandersetzungen“ (157), eine „Bescheidung in gründlicher stoffgebundener Arbeit“ (118; vgl. auch 52, 158, 193f.). Ein Mehr an Perspektiven hat freilich auch Finkenstaedt nicht zu bieten: Wer sich von der „traditionellen philologischen Arbeit“ abwendet, läuft Gefahr, in „belanglose Subjektivität“ zu versinken; das „goldene Zeitalter der Lehre und Forschung im Bereich der Literatur“ ist ohnehin „für immer vorbei“ (189).

Gründe für die unproduktive, freiwillige wie erzwungene Selbstbescheidung sind schnell gefunden: Englisch bzw. die Anglistik betreten sei es als Schul-, sei es Universitäts- oder gar Promotions- und Habilitationsfach spät die Bühne des höheren Geistes. Wenn die großen Anglisten während des Dritten Reichs und danach ihr Heil vornehmlich in der Nichtanglistik suchten, fielen vor dem Ersten Weltkrieg und auch noch danach die zu Anglisten Gewordenen, das heißt in anderen Fächern Ausgebildeten (die in der Romanistik usw. Promovierten, manchmal gar die Habilitierten) in die (abgesehen von dem in der Germanistik wiederholt umgepflügten Shakespeare) jungfräulichen Gefilde englischer Sprache und Literatur ein (vgl. bei Finkenstaedt, Geschichte, vor allem 39f., 55)¹⁹. Fachlich erblickt man in Anglistischem vor allem in der Sprachwissenschaft lange ein Anhängsel der Germanistik, institutionell bleibt die Anglistik über längere Zeit ein Fortsatz der Romanistik – eine Art später Rache vollstreckt anfangs der 60er Jahre erst Wolfgang Iser, der zum kommissarischen Vorstand des durch die Streitereien der Ordinarien Rauhut und Storost lahmgelegten Romanischen Seminars in Würzburg ernannt wird (die dortigen Bücher mit dem Stempel „Romanisch-Englisches [nicht etwa: Englisch-Romanisches] Seminar“ – vgl. auch die Zeitschrift für den französischen und englischen Unterricht usw. – habe ich selbst noch studiert). Finkenstaedt scheint gelegentlich darob so betrübt, daß er den meisten Anglisten gar „die Freude am Buch und der philologischen Arbeit“ (86) absprechen möchte. So kommt es denn dahin, daß die Anglistik für lange Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in ihrem Promotionsanteil unter der Architektur – „einem der promotionsfernsten Fächer überhaupt“ (194) – liegt. Der eine ganze Zeitlang sehr anglophile Hitler hat daran mit der von ihm durchgesetzten Priorität des Englischen in den Schulen offenbar nichts geändert. Die Profilbildung der Anglistik mag auch dadurch zusätzlich erschwert worden sein, daß das Land ihrer Gegen-

¹⁹ Hausmanns Entrüstung (Geisteswissenschaft 158) sollte sich daher nicht nur auf die Anglistik richten: „Die ‚Deutsche Anglistik‘ wollte Shakespeare nicht nur germanisch-deutsch vereinnahmen, sondern sie erdreistete sich auch, in ihm einen nationalsozialistischen Vorkämpfer zu sehen.“ Was sich die Germanistik im Laufe der Jahre geleistet hatte, war oft nicht viel besser.

stände, Großbritannien, wiederum abgesehen von Shakespeare doch wohl weniger an wie immer problematischen intellektuellen Herausforderungen als die deutsche Philosophie oder auch die intellektuellen Reize Frankreichs zu bieten hatte. Und zu bieten hat: Der heutige Anglist muß sich von den Exegesen deutscher Ästhetik durch Terry Eagleton usw. nicht unbedingt beeindrucken oder anregen lassen. Vielmehr deuten diese wie die Schulen des *cultural materialism* und andere an, daß die britischen Modelle einer Literaturkritik als „criticism of life“, wie sie im 20. Jahrhundert F. R. Leavis noch mit großem und doch schon etwas lächerlichem Pathos pflegte, auch auf der Insel wohl langsam zu den Auslaufmodellen zählen und durch Importware zumindest ‚aufgefrischt‘ werden müssen.

Die zur deutschen Anglistik bislang versammelten Aspekte laufen jedenfalls sehr vorsichtig ausgedrückt darauf hinaus, daß die geisteswissenschaftlich jeweils zuhandenen theoretisch-methodologischen Optionen in der Anglistik sei es eher zögerlich, zum Teil auch gar nicht aufgenommen, sei es in eine vergrößernde Einseitigkeit übersteigert worden sind. So wird das Fach, vielleicht mehr als andere, in seiner Frühgeschichte von den Extremen der Sprachmeisterei, der strengen, von der klassischen in Zucht genommenen Philologie, später von den Extremen der utilitaristischen, auch politisierten landes- und kulturkundlichen Ausrichtungen, des vermeintlich guten Positivismus neuerer Sprachwissenschaft oder der dem Anscheine nach harmlosen, aber auch profillosen literarischen Interpretation gebeutelt.

Das Bild eines Schwankens zwischen Extremen und die komplementäre ‚(Selbst-)Nivellierung‘ (positiver mit Finkenstaedt: Selbstbescheidung) sehe ich vor allem im Essay Iserers vorgezeichnet. Seine fachlichen wie aber auch (und doch wohl: vor allem) theoretischen Leistungen haben Iser zum profiliertesten Anglisten bzw. besser Auch-Anglisten nach dem Zweiten Weltkrieg in der BRD aufsteigen lassen. Zwangsläufig provoziert dies die leider durchaus ernst gemeinte Frage, inwieweit die Anglistik im engeren Sinne diese Einschätzung geteilt hat und in Iser einen Anglisten sah bzw. sieht. Sucht man nach einem weiteren ‚Fach‘vertreter dieser Art, wird man lediglich in der DDR bei Robert Weimann fündig. In der (von mir natürlich vereinfachten) Doppelung Shakespeare und Theorie sind bei Iser und Weimann, in jeweils der einen oder anderen Schwerpunktsetzung, die Modalitäten wie die Bürgen einer inner-, vor allem aber auch außeranglistischen Positionssicherung sehr klar ausgeprägt. Schließlich könnte man wie immer vorläufig unergiebig darüber spekulieren, was die auch zeitlich sehr ausgedehnte Präsenz Weimanns und vor allem Iserers in der US-amerikanischen Szenerie wissenschaftsgeschichtlich besagt.

Mit solchen Auslassungen scheine ich dem (nicht nur) Shakespeare-Forscher Wolfgang Clemens (1909–1990), dem „Wunderkind der deutschen Anglistik“, schwer Unrecht zu tun. Nun kann das in viele Richtungen ausstrahlende glänzende Wirken Clemens natürlich überhaupt nicht in Frage gestellt werden. Gleichwohl bleibt Shakespeare auch bei ihm der offenbar einzige genuin anglistische Bereich, in welchem dem Anglisten als Anglisten das Wissenschaftshaupt mit Lorbeer gekrönt wird. Es fällt daher im Sinne meiner Argumentation nicht leicht,

den Shakespeare-Analysen Clemens eine einigermaßen konkrete methodologische Ausrichtung zu bescheinigen²⁰. Mehr als recht allgemeine Formeln zum historischen Interesse an Kunstmitteln und der überzeitlichen ästhetischen Wirkung des sprachlichen Kunstwerks haben Wolfgang Weiß und Manfred Pfister, sicherlich wie wenig andere zur Würdigung Clemens berufen, in ihren Würdigungen zu unterschiedlichen Anlässen nicht aufgeboten. Beide vermerken Clemens Distanz zu einer in Theorie- und Methodendiskussionen verstrickten Literaturwissenschaft recht deutlich. Ich halte es auch für symptomatisch, daß F.-R. Hausmann in seiner Darstellung des anglistischen Kriegeinsatzes einem Nichtanglisten den breitesten Raum widmet: In Breslau scheint nur Dagobert Frey, der Kunsthistoriker, über „ein ausgeprägtes Methodeninteresse“ (Geisteswissenschaft 154) verfügt und dieses dem gegen Ende des Krieges im Breslauer Volkssturm umgekommenen Hauptvertreter der dortigen Anglistik Paul Meißner (freilich auch Vertretern anderer Fächer) in wöchentlichen Oberseminarsitzungen nachgerade aufgezwungen zu haben (vgl. 152–154, aber auch 161 – ein nach dem Kriege posthum erschienenenes Buch von Meißner sei „letztlich aus den bereits erwähnten Breslauer Donnerstagabendseminaren [...] unter Leitung Dagobert Freys hervorgegangen“)²¹.

Wo sich Anglisten als Vertreter der *Anglistik* an theoretisch-methodologische Reformdebatten heranwagen, da tapen sie meist in die dortselbst reichlich aufgestellten Fallen hinein. Dies beginnt schon damit, daß sich anglistische Theorie meist auf die Forderung nach Praxis, d.h. Praxisrelevanz – und auf die Angst, dafür von den strengen Philologen geprügelt zu werden – beschränkt. Karl Viëtor etwa will in seiner Schrift ‚Der Sprachunterricht muß umkehren‘ (1882)²² der allenthalben darniederliegenden Sprachkompetenz aufhelfen. Das ist einerseits radikal. Andererseits sitzt die Angst vor der wissenschaftlich skandalträchtigen

²⁰ Vgl. dazu den Nachruf von Wolfgang Weiß, „Wolfgang Clemen“, in: Anglia 108 (1990) 281–291 (Internet: www.anglistik.uni-muenchen.de, s.v. Shakespeare-Bibliothek). Zum „Wunderkind“ vgl. 281. In diesem Nachruf, der auch auf den u.a. von Schöffler geförderten, von den Machthabern erschwerten und durch Kriegsdienst abgebrochenen Karrierebeginn Clemens im Dritten Reich eingeht, leitet Weiß die Distanz Clemens zu einer in Theorie- und Methodendiskussionen verstrickten Literaturwissenschaft u.a. aus dem Einfluß von E. R. Curtius ab. Man wüßte gerne, auch im Sinne meiner obigen Bemerkungen, wie die heutige Romanistik in dieser Hinsicht Curtius situiert. Ausführlicher noch als Weiß hat Manfred Pfister den großen und doch ambivalenten Stellenwert der Clemenschen Shakespeare-Studien gewürdigt: Wi(e)dergelesen: Wolfgang Clemen, Shakespeares Bilder (1936), in: Poetica 29 (1997) 624–635. Unbestimmt bleibt (und muß wohl bleiben), inwiefern wir in der Clemen-Forschung „nicht weit genug“ (635) sind.

²¹ In seiner „Zusammenfassenden Würdigung“ attestiert Hausmann fast allen Unternehmungen des Kriegeinsatzes die „Flucht in den Positivismus“ (275); er würde dieses Urteil vermutlich aber nicht auf das wissenschaftliche Verhalten der Disziplinen während des gesamten Dritten Reiches (oder auch zu anderen Zeiten) ausdehnen. Gegen eine solche Ausdehnung sprächen schon die von ihm in den gesonderten Romanistik-Kapiteln zitierten Briefe selbst eines nicht übermäßig profilierten Wissenschaftlers wie Fritz Schalk (von Curtius und Friedrich ganz zu schweigen).

²² Der Sprachunterricht muß umkehren! Ein Beitrag zur Überbürdungsfrage von Quousque Tandem (Leipzig ³1905, ¹1882), jetzt in: DNS 8 (1982) 120–148.

Praxis gerade den Praktikern im Nacken. Der Neuling auf der Wissenschaftsbühne sieht sich von etablierten Interessen umzingelt, denen er irgendwie, und sei es nur in Form eines Lippenbekenntnisses, zu genügen hat. (Englisch hat sich, wie gesagt, an Schulen wie Universitäten später als Französisch, z. T. selbst als Italienisch durchgesetzt; 1734 wird an der neugegründeten Universität Göttingen mit ihren vielen Beziehungen zu England eine Professur für Französisch eingerichtet, das Englische muß sich mit einem Lektor begnügen, der erst 1751 den Titel eines Extraordinarius, 1762 den eines Ordinarius erhält; ins Gymnasium dringt Englisch erst am Ende des 19. Jahrhunderts als planmäßiges Fach ein, bleibt vorher auf die Realschulen beschränkt, deren Dunstkreis Viëtor entstammt usw. – Finkenstaedt, Geschichte 16 f., 31, 39 f., 55, 87). So schreibt etwa Wilamowitz-Moellendorff 1892 in einem Brief an Althoff über Viëtor: „Die Fakultät in Marburg hat jetzt doch wohl jede Patronage dieses Herrn aufgegeben, über dessen wissenschaftliche Disqualifikation ja eine seltene Einstimmigkeit herrscht (...) Wir können einen also Strebenden nicht erlösen, und ich z. B. würde jede gesellschaftliche Berührung mit ihm ablehnen“ (zit. bei Finkenstaedt, Geschichte 90).

Das mag uns heute wie die Kultursicherheit, ja die kulturell-wissenschaftliche Anmaßung einer fernen Zeit vorkommen. Aber auch andere Begründungsversuche der Anglistik muten wie jener Viëtors zugleich plausibel und plakativ an. „Die englische Sprache ist die Sprache des Zeitgeistes“, so heißt es bei Carl Elze in einer Schrift zur englischen Sprache und Literatur in Deutschland von 1864 (1864; Elze hat 1887 auch einen Grundriß der englischen Philologie publiziert). Das soll, so Elze, nicht oder nicht nur nach Nützlichkeits Erwägungen klingen. Aber diese lauern im Hintergrund: Shakespeare vor allem muß in die Sphäre des wahrhaft gelehrten Betriebs erhoben werden, weil Deutschland die Studierstube der Welt ist (zit. bei Finkenstaedt, Geschichte 50 f.). Unterstellt man sich aber derart dem Diktat des Zeitgeists, dann kann dessen Eigenart auch in der Studierstube der Welt gleich selbst bestimmt werden: Das geschieht dann in der Kulturkunde der Weimarer und in der Englandwissenschaft der tausendjährigen Zeit. Finkenstaedt dürfte wohl recht haben, wenn er meint, daß sich schon am verbalen Säbelrasseln gegen England während und nach dem Ersten Weltkrieg fast alle Anglisten beteiligt haben (der schon erwähnte Hecht sieht schon 1915 nur noch einen wahrhaft hassenswerten Feind, die Engländer; Finkenstaedt, Geschichte 127).

III. Die Selbstüberforderung der Anglistik im Kriegseinsatz

Nun ist es leicht, aus dem Felde kurze Grußbotschaften der Hechtschen Machart zu senden oder in vergleichsweise kurzen Kriegsvorträgen verbal gegen den Feind zu Felde zu ziehen. Sicherlich kann man bei den Anglisten aller Ausrichtungen – Sprach- und Literaturwissenschaftlern, Kulturkundlern bzw. Auslandswissenschaftlern – nationalsozialistisches Schrifttum in rauen Mengen ausgraben. Das

Bild hellt sich keineswegs auf, wenn man sieht, wie der als Sprachwissenschaftler völkischen Denkstils 1943 auftretende Flasdieck 1938 seine Polemik gegen Jüdisches im und zum *Merchant of Venice* mehr oder weniger auf den Titel und auf den Literaturüberblick in den Fußnoten beschränkt, seine sprachgeschichtliche Analyse der Namen Shylock, Jessica usw. aber weitgehend davon freihält²³. Wollte man eine Liste der besonders und explizit Linientreuen aufstellen, dürften Namen wie Galinsky, R. Hoops (im Gegensatz zu seinem Vater Johannes, der im Alter von 80 Jahren das erste Nachkriegsrektorat in Heidelberg antrat), Hübner, Keller, Meißner, Pfeffer, Schmidt (-Hidding), Schönemann, Weber, Wild u. a. nicht fehlen.

Aber das, was da produziert wurde, ist entweder töricht (so Finkenstaedts Einschätzung) oder banal (fast im Sinne einer Banalität des Bösen) oder beides zusammen. Es ist banal, weil es im Sinne der wissenschaftlichen Programmierung der Anglistik erwartbar war – erwartbar nicht nur im Blick auf völkische Ideologie, sondern vor allem im Blick auf die Spezifik der dabei zu Tage tretenden intellektuellen Selbstnivellierung. Der linientreue Robert Spindler²⁴ darf wie erwähnt Hitler zum 50. Geburtstag die Ziele und Aufgaben der englischen Philologie erläutern: Natürlich hat da die „nationalsozialistische Revolution (...) in Forschung wie Lehre in weitem Ausmaß und in hohem Grade bestimmend und befruchtend eingewirkt“, wurde „Ungesundes (...) kraftvoll hinausgedrängt und getilgt“. Aber zu den neuen, „umfassendere[n] Aufgaben“ hat Spindler doch wenig mehr zu sagen, als daß sie „alle irgendwie [...] mit dem Weltbild des Nationalsozialismus organisch verbunden“ (43) sind. Das ist nicht nur heute, das war schon zum Zeitpunkt der Abfassung und in einem anderen Sinne kaum ein Jahr später Makulatur, weil Spindler dem Führer noch den diesem unterstellten Glauben an die deutsch-englische Freundschaft andienen und „die enge geistige und seelische Verwandtschaft der beiden großen Kulturvölker der Deutschen und der Engländer unabweisbar vor Augen und zu Gemüt“ führen zu müssen glaubte. Spindler prophezeit, daß „die unzerstörbaren Bande des Blutes“ das „deutsche Volk mit dem englischen und das englische mit dem deutschen, als die zwei führenden germanischen Völker der Erde, auf immer verkettet werden“ (44).

Die unbestreitbar „großen Kulturleistungen des englischen Volkes“, gipfelnd in der „Aufrichtung des erdballumspannenden Weltreichs“ (44f.), nicht aber das intellektuell-wissenschaftliche Potential und das institutionelle Raffinement, werden sich in der Tat als eine Art Sperre erweisen, an der die freiwillige Selbstkontrolle der Anglistik unfreiwillig bzw. indirekt ins Wanken gerät. Die fach- und institutionengeschichtlich motivierte Selbstnivellierung schlägt unter den verschärften Bedingungen des Kriegeinsatzes in Selbstüberforderung um. Was immer man von der selbstverordneten Überanpassung halten mag: Sie erscheint heute weniger

²³ Vgl. Jüdisches im und zum ‚Merchant of Venice‘, in: Neuphilologische Monatsschrift 9 (1938) 148–161. Der Titel wird im Kürschner von 1950 um das Jüdische gekürzt (Zum ‚Merchant of Venice‘).

²⁴ In: Deutsche Wissenschaft. Arbeit und Aufgabe (Leipzig 1939) 43–45.

als ein Problem der Moral oder moralanaloger Dimensionen oder auch nur einer diesbezüglichen Sensibilisierung. Sie entspringt, weitaus beunruhigender, einem vergleichsweise schlichten Denkstil und seinem unausgegorenen wissenschaftstheoretischen und -geschichtlichen Hintergrund.

So stoßen wir denn in den 22 Aufsätzen auf über 1200 Seiten in den drei von mir vor allem durchgesehenen Bänden des Kriegseinsatzes der Anglistik auf ein sattsam mit völkischen Versatzstücken angereichertes Material. Die schrillen Töne nehmen vor allem im zweiten Band der „englischen Kulturideologie“ bei den üblichen Verdächtigen Galinsky, Hoops, Pfeffer, ansonsten bei Meißner (Geistesgeschichte) gerade dann überhand, als es mit den militärischen Siegen 1943 bergab geht. Zumeist aber wirft kaum einer der langen Beiträge propagandistisch verwertbare Erträge ab.

Nun mag die zeitliche Distanz bei mir eine eigene Art der Blindheit oder Naivität erzeugt haben. Aber ich halte die meisten Beiträge für – im Sinne der Nazi-Ideologie – kontraproduktiv, weil sie überwiegend aus Zitaten und Paraphrasen weitgehend positiv wirkender englischer Kulturleistungen bestehen. Die Widerlegung der englischen „Kulturideologie“ wird kaum, halbherzig oder nur punktuell unternommen. Jedenfalls gelingt sie nicht. Rudolf Kapp meint sogar, „eine wissenschaftlich befriedigende Geschichte der nationalreligiösen Ideologie Englands“ werde man erst „geraume Zeit nach dem gegenwärtigen Kriege“ schreiben können (Die nationalreligiöse Idee Englands im gegenwärtigen Kriege, in: Kulturideologie I 167–262, 172). Der Hamburger Emil Wolff komponiert eine Symphonie der Zitate, die er mit dem völlig unkommentierten Paukenschlag des Philosophen und Bischofs Berkeley beschließt: „Im Ernst, ich glaube, daß Denken das große Desideratum des gegenwärtigen Zeitalters ist“ (England und die Antike, in: Geistesgeschichte 1–94, 94). Zu denken gibt aber auch Wolffs vorsichtig-differenzierte Würdigung des gelegentlich für die Bibel des englischen Imperialismus gehaltenen Buches von J. R. Seeley (The Expansion of England 1884; vgl. Wolff, 35–38; zu Seeley vgl. in ähnlicher Manier Marie Schütt, Die Begriffe Land, Volk, Staat, Reich bei den englischen Geschichtsschreibern, in: Kulturideologie II 49–104, 91–93; auch dieser Aufsatz geht mit seinen Leitbegriffen eher erstaunlich vorsichtig um). Ein Hans Wolf läßt sich immerhin herbei, via Gladstone ein Modell ironisch-eleganter englischer Selbstkritik zu entwerfen, dessen Nutzenanwendung offen bleibt (Das Sendungsbewußtsein in Entscheidungsstunden der britischen Nation, in: Kulturideologie I 263–357, 288–291, 305–310 u.ö.; auch die Stoßrichtung eines Zitats von Canning: „Deutschland erwacht aus diesem Trancezustand und zeigt endlich einige Symptome bewußten Daseins“ 295 sowie Bemerkungen zur englischen Sachlichkeit 322f. sind nicht ohne weiteres einsichtig). Hildegard Gauger sehnt sich in die Zeiten wahrer, nicht vom Rundfunk reduzierter Beredsamkeit zurück – so als wäre ihr die Rolle dieses Mediums für die Machthaber unbekannt (Die politische Redekunst Englands im 20. Jahrhundert, in: Kulturideologie I 359–405, 370f.). Sie preist Lloyd George als Vertreter einer neuen volksnahen Redekunst von packender sprachlicher Kürze und kräftig-derber Bildlichkeit. Daß Lloyd George die mangelhaften Kriegsvorbereitungen Englands geißelt, reicht ihr

in fast schon komischer oder gewollter Situationsverkenntung als Lobesgrund aus; seine für die Deutschen wenig angenehme Rolle im Ersten Weltkrieg wischt sie mit dem Hinweis beiseite, er sei „durch seine kämpferische Vergangenheit irgendwie [!] ein Nationalheld geworden“ (379). Selbst der Leitaufsatz zum zweiten Band der Kulturideologie laviert zwischen dem Blutsmäßigen und der Delegation kritischer, aber bedenkenwerter Urteile über England an unverdächtige, überdies schon besiegte Ausländer (in diesem Fall der berühmte André Siegfried und sein Buch ‚La Crise Britannique‘) hin und her (Kulturideologie II xvif., xxiii).

Von nahezu erstickender Langatmigkeit, aber auch von nationalsozialistischem Gedankengut praktisch völlig frei (und insofern ein markantes Beispiel für konturenlose Selbstnivellierung wie unfreiwillige Selbstüberforderung) ist das geistesgeschichtliche Gefasel, sind die stilistischen Grotesken von Harro de Wet Jensen (Die englische Romantik und Europa, in: Geistesgeschichte I 333–424). Jensen hat offensichtlich den Auftrag nicht begriffen. Er bedauert zwar, daß die englischen Romantiker ihr Verständnis für Deutschland nicht bis zur Empfindung fundamentaler Seelen- und Geistesverwandtschaft vertieft haben. Ansonsten aber läßt er einer Mischung von rhapsodischem Lob, Stilblüten und einer Orgie von schicksalhaft übereinstimmenden Geburts- und Todestagen (344f.) freien Lauf („Hiermit haben wir schon über den Coleridge von Ratzeburg und Göttingen hinausgegriffen und müssen das auch weiterhin tun“ 370; „[...] draußen rast zerstörend der Sturmwind, dann ist es plötzlich still, und ein verlorenes Kind weint einsam in der Verlassenheit“ 375 zu Coleridges Dejection: An Ode; „Sein [Coleridges] Lieblingsthema ist Einheit und Reinheit, die Einheit in Reinheit, sein Lebenskampf der Kampf zwischen seiner geistigen Egozentrik und dem Suchen nach der größeren liebenden Hingabe, nach der größeren Konzentrik – dabei wird er oft hinausgeschleudert in die Peripherie der Exzentrik, ja der Exotik“ 381; „Shelley ist derjenige unter den romantischen Dichtern, dessen Lebensweg am meisten dazu vorbestimmt schien, golden zu sein“ 383; „Die Natur hat ihm ein warm fühlendes und empfindsames Herz – das zeigen die dunklen Augen in dem träumerischen Gesicht – und einen reichen Geist mitgegeben“ 383 [ein recht merkwürdiger Satz auch angesichts der bekannten Gemeinheiten Shelleys]; auch „Byron hatte ein empfindendes und warmes Herz – aber war es immer stark und echt? Und kann das wahre Romantische wie alles wahre Dichterische nicht allein aus der Echtheit kommen? Deswegen vermissen wir bei Byron ja so oft die Ruhe, die Lösung, die Erlösung!“ 414 usw. usw.). Wir können froh sein, daß uns die Einberufung des Verfassers eine noch längere als die ohnehin weit über 100 Seiten lange Suada ersparte²⁵.

²⁵ Jensen konnte auch nazi-frommes Gedankengut nachbeten – aber auch das fiel dann in einem seiner entsetzlich langen ‚Aufsätze‘ entsprechend töricht aus: „Das organische Denken eignet (...) Goethe, Moeller van den Bruck und Hitler, Shakespeare, Burke und Galsworthy, eignet den Deutschen und den Engländern in besonderem Maße, es ist eine Eigentümlichkeit germanischen Wesens“ (Das konservative Welt- und Staatsbild Edmund Burkes, in: Anglia 58 [1934] 155–291, 161).

Die anglistischen Kriegseinsatz-Versuche, die englische Geistesgeschichte bzw. Kulturideologie nationalsozialistisch zu kritisieren oder gar zu widerlegen, lassen sich typisieren. Da gibt es einmal die geistesgeschichtlichen, mit NS-Versatzstücken scharf gemachten Nebelwerfer („Hier wird nicht an das Buch von Hermann U. Kantorowicz gedacht [Der Geist der englischen Politik und das Gespenst der Einkreisung Deutschlands, 1929], dessen Verfasser Jude ist und der sich so deutlich außerhalb der deutschen Volksgemeinschaft stellt, daß sein Buch nicht als Äußerung deutschen politischen Denkens angesprochen werden kann“, Hermann Christern, Einfluß und Abwehr englischer politischer Ideologie in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert, in: Kulturideologie II 283–396, 390; zum Zeitpunkt der Veröffentlichung war dieser Professor an der Universität Greifswald bereits gefallen; selbst er hielt freilich die „patriotischen Besinnungen“ in Sombarts Händler und Helden von 1915 für einseitig, 384f.). Wer dergleichen konsequent und diskursiv-terminologisch flächendeckend durchzuhalten versucht, landet meist in Formen völkischer Scurrilität („Lawrence stammt aus einem anglisch-wikingischen Siedlungsgebiet des östlichen Mittellandes, also aus einem Raum, in dem der nordische Anteil besonders stark ist“, Hans Galinsky, England und die altgermanische Welt im britischen Traditionsbewußtsein der Gegenwart, in: Kulturideologie II 397–435, 407; daß Lawrence schon 1930 im Alter von 45 Jahren an Schwindsucht gestorben war und kaum den germanischen Barden geben konnte, gibt Galinsky dann indirekt doch zu denken: Später „krankhaft reizbar geworden“, habe das „Einfühlen eines englischen Dichters in den mittelmeeerischen Pol der Rassenspannung auch seine Grenze“ – Lawrence hatte die „kornischen Träger“ der keltischen Kultur mit Ausdrücken wie „der alten Sinnlichkeit der Dunkelheit, eine Art Weichheit, eine Art des Zusammenfließens in körperlicher Innigkeit, etwas fast Negroides“ als etwas „Fesselndes“ charakterisiert, 408).

Schlauer sind jene, die wie Rainald Hoops punktuell, aber gleichzeitig gezielt und wohlberechnet in zumindest argumentativer *Form* zuschlagen. Hoops leistet sich die zunächst überraschende Forderung, man müsse sich „von den Vorurteilen, die wir heute gegen den modernen [englischen] Liberalismus hegen, freimachen“. Es erhebe sich die Frage, ob der englische Liberalismus historisch gesehen „nicht in die große Linie des Befreiungskampfes nordischen Geistes gegen fremde Engstirnigkeit einzureihen ist“; aufpassen müsse man nur bei seinen modernen Fehlentwicklungen und Auswüchsen (Ursprünge und Wesen des englischen Liberalismus, in: Kulturideologie II 181–238, 200f.). Immerhin hat in dieser positiven Ursprungsgeschichte des Liberalismus Baruch Spinoza etwa – daß dieser Jude war, wird nicht erwähnt – einen guten Platz (215). Hoops räumt ein, daß der englische Liberalismus verständlicherweise immer gute Exportchancen gehabt habe und die „schädlichen Wirkungen“ sich „erst in den letzten Jahren in wirklich deutlichem Maße geltend gemacht“ hätten (238).

Natürlich bleibt das alles gleichwohl Propaganda. Aber der Versuch, eine „Kulturideologie“ zu widerlegen, die zumindest immer wieder alle möglichen Varianten einer unübersehbaren „Anglomanie“ auch bei den Deutschen provoziert hat,

mündet im Prinzip in die Selbstüberforderung der Anglistik. Zwar mag es zutreffen, daß man „von der Anglomanie nicht besser zurück als in England“ kommt (Justus Möser, zit. bei Christern, 363; vgl. auch die Art, wie Christern Friedrich Lists Englandanalysen ausbreitet 351–361 und Mißerfolge bei der Ausrottung der Englandschwärmerie im 19. Jahrhundert konstatieren muß 362–368). Was die skizzierten Typen überdeutlich entwerfen, das ist aber weniger das Bild des perfiden Albion, sondern kontraproduktiv ein Spielraum der Beurteilungsmöglichkeiten.

IV. Herbert Schöffler und die intellektuelle Allegorie der Distanz

Ich vermag daher der Anglistik im Dritten Reich im allgemeinen wie jener des Kriegeinsatzes im besonderen weder durchgängige „wissenschaftliche Qualitäten“ (Hausmann, Geisteswissenschaft 44) noch einen einheitlichen ‚Wissenschaftsdiskurs‘ überhaupt (vgl. Hausmann, Geisteswissenschaft 31) noch eine durchgehende „eigentümliche Rationalität“ im Sinne Otto Gerhard Oexles (vgl. Fn. 14) zu bescheinigen. Was Anglistik im Dritten Reich angesichts dieses Spielraums im Einzelfall sein konnte, aber aufgrund ihrer Geschichte in repräsentativer Form nicht geworden ist, zeigt das Beispiel Herbert Schöfflers. F.-R. Hausmann, so scheint es, möchte bei Finkenstaedts Ausstellung eines Persilscheins für Schöffler (am Kriegeinsatz habe dieser „ohne Berührung mit dem Zeitgeist mitgewirkt“, Geisteswissenschaft, 139f., Fn. 90) nicht mitmachen. Aber Finkenstaedt hat recht. Schöfflers „Sozialer Puritanismus“ (Kulturideologie I 73–119) redet recht unverblümt vom englischen Dissent, der da wisse, „wie Verfolgung tut“, der ganz anders zum „Nachdenken über Unterdrückung und Verfolgung“ geführt werde als „die Majorität, die Unterdrücker und Verfolger“ (79 – zusätzlich angereichert wird das mit dem Fußnotenhinweis auf eine von Schöffler betreute, 1935 abgeschlossene Dissertation wohl eines Inders über Tierschutz, Vegetarismus und Konfession im englischen 17. und 18. Jahrhundert – und 80 u. a. mit pathetischem Hinweis auf den für die Nazis schwierig zu handhabenden Oscar Wilde²⁶). Es folgt der Hinweis auf Mary Wollstonecrafts *Vindication of the Rights of Women* (1792), eine Schrift, die laut Schöffler „für jeden an der sozialen Gestaltung unseres Kulturkreises Interessierten ein ehrwürdiges Dokument“ ist (93). Dies und anderes kontrastiert mit „deprimierenden“ Lücken „im Leben unseres Volkes“ (95): „Geist der Unfreiheit, der Mißbrauch der Regierungsgewalt, grobe Willkürakte gegen die Freiheit Mißliebiggewordener, sultanhaftes Gebaren der Herrscher“

²⁶ Wilde galt als dekadenter Homosexueller, aber auch etwa als willkommener Kritiker englischer Heuchelei und sozialer Mißstände. Märchen wie „The Selfish Giant“ und „The Happy Prince“ wurden noch 1943 vom Reichserziehungsministerium auf die Liste englischer Klassenlesestoffe gesetzt. Näheres zu diesem Zwiespalt bei *Manfred Pfister*, Oscar Wilde. „The Picture of Dorian Gray“ (München 1986) 14f.

(99). Natürlich zählt Schöffler dabei nur Herrscher der Vergangenheit auf; im Fall des Württembergers Karl Alexander vergißt er auch Jud Süß nicht, hütet sich aber davor, dessen ‚Rolle‘ näherhin auszumalen. Im übrigen macht er eine traurige Bilanz deutscher Herrscherfiguren quer durch die Lande und Zeiten auf. Wo die „Abweichungen ins Verwerfliche“ (100) nicht vorkommen, da liegt es im signifikantesten Fall, Hannover, ausgerechnet an der englischen Verbindung. Hier wie andernorts schlägt der Anglist und Polyhistor („Allesleser“, Heimpel) Schöffler sein Lieblings-, ja Lebensthema an: Gegen die Verdienste des englischen Puritanismus, des Dissent, steht die Verfallsgeschichte des deutschen Protestantismus. Dieser, selbst ein Moment der Säkularisierung, treibe die Verweltlichung bis zur Auflösung verpflichtender humaner Werte weiter. In das „Weltanschauungsvakuum“ werde dann von imperialen Ideologien bis zum Marxismus, vom Bismarckismus über den Wilhelminismus bis zum Nazismus alles mögliche und eben auch das Schlimmste hineingeschleudert. Die liberale Richtung habe dagegen keine Chance gehabt.

So jedenfalls will es sein „Lebenswerk“ (H. Heimpel), die alles bilanzierende Rede Schöfflers als erster Nachkriegsdekan der Philosophischen Fakultät Göttingens vor ca. 500 Studenten, 30 Kollegen und einigen englischen Besatzungsoffizieren am 18. 10. 1945²⁷. 1941 konnte solches natürlich nicht offen gesagt werden. Aber die Rede vom „protestantischen Polizeistaat“ (Sozialer Puritanismus 101) war schon damals deutlich genug (Schöffler hat sich natürlich Gedanken u. a. über die Tatsache gemacht, daß Hitler aus dem Katholizismus kam). Dabei übersieht Schöffler nicht, daß keine andere Bevölkerung so verkommen konnte wie die englische während der Industriellen Revolution (102). Aber auch uns, dem „Volk ohne Raum“, ist es „selten lange gut gegangen“ (103). Scheinbar gemildert wird dieses Bild durch die aufreizend ausführlich geschilderten Bemühungen um humanen Strafvollzug in den Straf- und Irrenanstalten des deutschen 18. Jahrhunderts (104–111). Das aber heißt, daß „eine großdeutsche Sicht“ (113) nur dann anzustreben ist, wenn man die sozialen Leistungen des „bürokratisch-autoritären“ Staats im 18. Jahrhundert „unbefangen“ prüft – wozu wiederum die englische Geschichte allen Anlaß gibt (114).

Mit alledem leistet Schöffler selbstredend keinen Widerstand. Vieles ist verklau-suliert, aus heutiger Sicht merkwürdig, uneinheitlich, unglücklich oder gar bestür-

²⁷ Zu dieser in Nachschriften erhaltenen Rede hat Hermann Heimpel – unbeschadet seiner eigenen oft sehr problematischen Äußerungen im Dritten Reich, auf die u. a. Otto Gerhard Oexle („Baal“ 1 f., 10, 24 f.) hinweist – alles Nötige, auch im gebotenen Stil, gesagt. Vgl. Heimpel, „Zur Lage“. Eine Vorlesung des Professors der Englischen Philologie, Herbert Schöffler, gehalten im Oktober 1945, in: *Geschichtswissenschaft in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe* (Göttinger Universitätsschriften Serie A: Schriften 2, Göttingen 1987), hrsg. v. Hartmut Boockmann und Hermann Wellenreuther, 364–399; zum Lebenswerk in „jenen zwei Doppelstunden“ 390. Jedenfalls war die Süffisanz des Göttinger Historikers Siegfried Kaehler (Schöffler „gibt von sich“) gänzlich unangebracht (vgl. Heimpel 364 und 394). Daraus folgt, daß auch einige eher Kaehler folgende Passagen bei Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945* (München 1993 [1989]) 112, leicht einen etwas irreführenden Eindruck vermitteln könnten.

zend formuliert (Heimpel spricht wiederholt von „vergiltben“ Formulierungen). Das gilt für alle Schriften Schöfflers, das gilt auch für sein Verhalten. Kein Parteigenosse, 1933 telegraphisch seines Postens als Dekan der Kölner Fakultät enthoben (Schöffler weilte gerade auf Sizilien), 1942 wegen seiner für den Kölner Gauleiter untragbaren Witze nach Göttingen ‚strafversetzt‘ (ich komme darauf zurück), gesteht er in der bewußten Rede 1945, in seiner Jugend Antisemit gewesen zu sein. Eine Reihe von Ausdrücken und Passagen in Schriften auch in der Rede vom Oktober 1945 geraten immer wieder in bedenkliche Nähe zu Haltungen, die man nur als gewollt oder ungewollt antisemitisch bezeichnen kann²⁸. Andererseits besucht er jüdische Emigranten (1935, 1937, cf. Heimpel, 396); der vertriebene und weitaus berühmtere Helmuth Plessner bewahrt dem toten Freund Schöffler auch nach 1945 die Freundschaft und gibt 1955 die ‚Kleine Geographie des deutschen Witzes‘ heraus, die zu Schöfflers ‚Strafversetzung‘ geführt hatte²⁹. (Interessanterweise hat sich, wie es scheint, selbst der „Allesleser“ und in anglistischen Horizonten vor allem im Blick auf funktionalistische Mentalitätsanalysen hochgradig intellektualisierte Schöffler für „denkschwach“ im Vergleich zum „Denker“ Plessner gehalten; vgl. Heimpel, ‚Zur Lage‘ 384.)

In seiner „Geographie“ kommt Schöffler den Nazis insoweit entgegen, als er sich auf die Rede von „Stämmen“ und ihrem Sinn für Humor bzw. Witze einläßt. Er hält sie auf Distanz, insofern er im Gegenzug die „großen Städte“ mit ihren Geschwindigkeiten und Anknüpfungsmöglichkeiten zu den eigentlichen „Hauptorten“ des Witzes erklärt (15). Folglich macht er sich über die Bedingungen eines Preisausschreibens 1934 lustig, in welchem die für einen Neubau eingepflanzten Fresken die „fünf blutsmäßigen Teile“ des deutschen Volkes charakterisieren sollten (30f.). (Auch mit Witzen wie jenem über den Dresdner Standesbeamten, der den von den glücklichen Eltern für ihren neugeborenen Sohn vorgeschlagenen germanischen Namen „Dankward“ für eine Berufsbezeichnung hält [44], geht Schöffler begrenzte Risiken ein. Kolportiert [so Wolfgang Iser] wird, die ‚Straf-

²⁸ Vgl. dazu Heimpel, 370, 382, 392, 396f.

²⁹ Vgl. Schöffler, *Kleine Geographie des deutschen Witzes* (Göttingen 1955), mit einem Nachwort hrsg. v. Helmuth Plessner. Die ‚Strafversetzung‘ war nach Plessner auch das Ergebnis einer Rangelei zwischen Gauleiter und Kultus- bzw. Propagandaministerium (95). Wie immer bei Schöffler wird die Sache aber schon durch die ursprüngliche Veröffentlichung der Artikel über die Geographie des deutschen Witzes zweideutig: Die Artikel erschienen im „Reich“, einer Wochenzeitschrift, in welcher Goebbels jahrelang Leitartikel verfaßte, eine Zeitung, die aber andererseits insofern Niveau halten, als sie die Verbindung zu den intellektuellen aufrechterhalten sollte. Vgl. auch Frank Golczewski, Kölner Universitätslehrer und der Nationalsozialismus. Personengeschichtliche Ansätze (Studien zur Geschichte der Universität zu Köln 8, Köln, Wien 1988). Golczewski erwähnt Schöffler mehrfach, freilich in einer Weise, die alles offen läßt und wohl offenlassen muß. Fachgeschichtlich (s. o. zu Iser und Würzburg) wäre die Tatsache amüsant, daß Schöffler eine Zeitlang auch dem Romanischen Seminar zu Köln vorstand – wenn dieser Fall eben nicht wegen der Vertreibung Leo Spitzers eingetreten wäre. Bemerkenswert bleibt jedenfalls, daß kein in den Quellen bei Golczewski oder auch Hausmann (z. B. in Briefen des seinerseits von Rostock nach Köln ‚strafversetzten‘ Romanisten Fritz Schalk) angeführter Bezug auf Schöffler sei es kritisch sei es lobend ausfällt.

versetzung' sei auch wegen des folgenden Witzes erfolgt: Ein Kölner Kollege Schöfflers habe geäußert, er wolle sich an einem schönen Morgen nach dem Kriege zur Besichtigung des Reiches aufmachen. Darauf habe Schöffler ihn gefragt: „Und was machen Sie am Nachmittag?“ Weiteres auch zu diesem Thema bietet Heimpel, ‚Zur Lage‘, 395 f. Schöffler selbst schreibt, man solle „keine politischen Geschichten weitergeben, weil man nie weiß, was dabei heraus- und wo man hineinkommt“ (!) 65.)

Extrem bricht speziell die antisemitisch-philosemitische Ambivalenz Schöfflers in seinem im Dritten Reich wiederholt aufgelegten Buch ‚Abendland und Altes Testament‘ auf³⁰. Hier stößt man reihenweise auf Formulierungen, die aus heutiger Sicht dem Nazi-Jargon entnommen sein könnten („judendurchsetzt“ 83 u.ö., die These, in England finde sich über Jahrhunderte kein Antisemitismus, weil es „sich an keinem Judentume im Lande zu reiben brauchte“ 84 [im Original gesperrt], die in England folglich bloß „akademische Natur“ des Philosemitismus 91 usw.). Dann wiederum prescht Schöffler mit der These vor, Anti- wie Philosemitismus (das Bild des edlen Juden etwa im deutschen 18. Jahrhundert) seien allesamt und allenthalben unterschiedlich motivierte und überzeichnende Stereotypen (94–105), vermischt dieses mit der nicht ganz dazu passenden und ihrerseits uneinheitlichen Zusatzthese, wonach die deutschen literarischen Darstellungen realistischer und vom Wissen um „jüdische Sitte“ geprägt seien (105). Schließlich erklärt Schöffler lapidar, das Verhältnis des englischen Volkes zum Judentum sei „ein ganz anderes Problem“ und bedürfe zu seiner wissenschaftlichen Erklärung „ganz anderer Schichten von Argumenten“ (116, letzter Satz des Buches). Liest man das seinerseits lapidare Vorwort von diesem Ende her, so ist ein antinazistischer Sarkasmus unverkennbar: Schöffler weist auf seine Arbeit am Problem seit 1918 hin und ist sich sicher, „daß dank dem Unterricht durch Anschauung, den inzwischen das Leben erteilt hat, die Gläubigkeit gegenüber dem hier Auszuführenden zugenommen hat“ (I).

So muß man zwangsläufig annehmen, daß Schöfflers Verlangen nach „geistigen Führern der Nation“, wie sie die schlesischen Dichter für den deutschen Sprachraum zwischen 1620 und 1740 abgaben, von den Nationalsozialisten jedenfalls nicht befriedigt wurde³¹. Die schlesischen Dichter werden zur Allegorie einer zu wünschenden geistigen Führung, weil sie zwischen komplizierten, bedrückenden, konfessionell und machtpolitisch belasteten Gegebenheiten lavieren und doch oder gerade dadurch zu Trägern „des unentwegt lauten Widerspruchs“ geworden

³⁰ Abendland und Altes Testament. Untersuchung zur Kulturmorphologie Europas, insbesondere Englands (Kölner Anglistische Arbeiten 30, Bochum-Langendreer 1937, 21941). Während hier England mit im Zentrum steht, bleibt ein rein anglistisches Werk Schöfflers aus dem Jahre 1935 wiederum fachgeschichtlich konsequent blaß: England das Land des Sports. Eine kultursoziologische Erklärung (Leipzig 1935).

³¹ Schöffler, Deutsches Geistesleben zwischen Reformation und Aufklärung. Von Martin Opitz zu Christian Wolff (Frankfurt am Main 31974, 21956, 11940) 69. Man ist versucht, die Art, wie Schöffler den Umgang der Schlesier mit ihrer Obrigkeit 29 f. schildert, für ein Bild seiner eigenen Situation zu halten.

sind (30). Für ihre Form des Luthertums gab es keine Hochschule in Deutschland. Indem sie an der kosmopolitischsten der europäischen Universitäten, in Leiden, studierten (sicher auch, weil man auf dem Wasserwege relativ gefahrlos dorthin gelangte), gewannen sie eine „Weite der Interessen“ (125), eine „Buntheit und Weite des Geistes“ (126), eine „unerhörte Fülle, unerhörte Freiheit jeglichen Lebensgebietes, Buntheit der Welt und Kühnheit des Denkens“ (128). Solche Formulierungen wiederholt Schöffler unermüdlich. Am meisten gleicht dieser ganz „anderen Realität“ noch Großbritannien (142). Im schlesischen Kontext kommen die Gegensätze des Ost- und Westjudentums zusammen vor und miteinander aus (151 f.). Man wird daher für Schöffler die im allgemeinen sicher zutreffende These Hausmanns nicht aufrechterhalten können, neue Methoden (u.a. Soziologie, Mentalitätsgeschichte) seien (vor allem im Kriegseinsatz) nicht ausprobiert worden (Geisteswissenschaft 46). Die von Schöffler selbst unterschiedlich „Kultursoziologie“ bzw. „-morphologie“, „Bildungssoziologie“, „Religionssoziologie“, gelegentlich gar „religionssoziologische Anthropologie“, von anderen (etwa Eckhard Heftrich in seiner Vorbemerkung zu Schöfflers „Deutsches Geistesleben...“) z.B. „historisch-soziologisch“ genannten Ansätze lassen sich sicher nicht in Kaehlerscher oder ähnlicher Manier als bloße, damals sattsam bekannte Geistesgeschichte abtun – gleichviel, ob einem Schöfflers dabei an den Tag gelegter Denkstil zusagt oder nicht³².

Wenn es folglich für Schöffler einen deutschen Denker gegeben hat, der in einer Person eine analoge Weite des Geistes wie die Schlesier vereinte, dann war es ein Aufklärer, und zwar kein völkischer: Lichtenberg. Schöffler spricht die „Worte Göttinger Gedenkens“ zum 200. Geburtstag Lichtenbergs am 1. 7. 1942, wenige Schritte „von seinem Hause, noch näher seinem Grabe“³³. Er läßt sich „gütigst“ (Heimpel, „Zur Lage“ 390, Fn. 50), aber latent doch risikofreudig selbst über Lichtenbergs unorthodoxes Liebesleben aus: Keine der „doch gleichfalls blühenden Töchter der Fakultätskollegen“ habe Lichtenberg gewählt, sondern eben dieses „andere“, in einer Manufaktur für künstliche Blumen arbeitende Mädchen. Schöffler scheut den Hinweis nicht, daß bei Goethe ähnliche Zustände herrschten und man folglich die Erklärung dafür woanders als in der ‚entarteten‘ Triebhaftigkeit des Buckligen zu suchen habe: „Die Dinge sind doch wohl tiefer aufzufassen“ (26).

Wie dem auch sei: Die „vaterländische Gesinnung“ Lichtenbergs (31) ist auf Friedrich den Großen ausgerichtet. Das aber ist der Friedrich Voltaires, „Sa Majesté Très Voltairienne“ (30). Die vaterländische Gesinnung ist hier nicht groß-, nicht einmal klein-, sondern kleinstdeutsch: Hannover, allenfalls noch Hessen,

³² Vgl. Deutsches Geistesleben Xf. Hier wie auch an anderen Orten trägt Schöffler die Dankesschuld an Ernst Troeltsch ab. Vgl. auch Heimpel, „Zur Lage“ 386–388. Schöfflers Sohn Heinz Herbert – ein Arzt – bezeichnet seinen Vater „auf dem Felde geistiger Landschaftsgeographie“ als „Antipoden Josef Nadlers“ (Deutscher Geist, Vorbemerkung zur 2. Auflage, X).

³³ Schöffler, Lichtenberg (Leipzig 1943) 5. Es gibt weitere Schriften Schöfflers zu Lichtenberg.

kann als Modell gelten (31, 33). Damit richtet sich der Blick wieder auf England, zu dessen erkenntniskritisch-psychologisch-philosophischer Eigenart der Weg für Lichtenberg „instinktiv“ wie „geradezu schicksalhaft vorgezeichnet“ war (35). Mit der Empfehlung eines Wegs „an den Briten entlang“ (36, im Original gesperrt) aber hat Schöffler mitten im Krieg, in den Jahren 1942/1943, sicherlich einen Kriegseinsatz ganz eigener Art unternommen. Wem das nicht reicht, dem kann für die Anglistik nicht geholfen werden.